

STILLE WUT

Auge um Auge, Zahn um Zahn



ALAN LEZAN

Novelle

Prolog

Der Morgen roch nach warmem Teig und Müdigkeit. Die kleine Bäckerei an der Ecke war einer dieser Orte, an denen Berlin für einen Moment so tat, als wäre es eine gewöhnliche Stadt. Ein Ort, an dem Menschen ihre Stimmen ablegten, bevor sie zur Arbeit gingen. Ein Ort, an dem niemand auffiel.

Tamara stand in der Schlange, die Hände in den Manteltaschen vergraben, den Blick auf die Auslage gerichtet, ohne wirklich etwas zu sehen. Die Geräusche um sie herum glitten an ihr vorbei wie Wasser an Glas. Gespräche, Schritte, das Klirren von Tassen. Alles gedämpft, als würde die Welt hinter einer unsichtbaren Wand stattfinden.

2

Vor ihr saßen vier Männer an einem Tisch, laut, ungeduldig, in sich selbst kreisend. Die junge Frau hinter der Theke lächelte, obwohl ihre Augen müde waren. Sie bewegte sich schnell, fast zu schnell, als würde sie versuchen, den Tag einzuholen, bevor er sie einholte.

Als Tamara an der Reihe war, hob die Verkäuferin den Kopf und lächelte sie an. Ein kleines, warmes Lächeln, das für einen Moment etwas in Tamara berührte, das sie längst verloren glaubte.

Dann zerschnitt ein Ruf die Luft.

Ein scharfes, hässliches Wort.

Ein Befehl, der keiner sein durfte.

Ein Ton, der die Bäckerei schlagartig enger machte.

Die Verkäuferin erstarrte.

Tamara auch.

Etwas in ihr kippte. Nicht plötzlich — eher wie ein Glas, das schon lange am Rand stand und nun den letzten, kaum hörbaren Stoß bekam.

Die Geräusche wurden wieder lauter. Zu laut.

Die Luft zu dünn.

Die Welt zu nah.

Tamara spürte, wie ihr Herz gegen die Rippen schlug, als wolle es ausbrechen. Ihre Finger krampften sich um etwas, das sie nicht bewusst berührt hatte. Ein Reflex, kein Entschluss. Ein Schatten, der aus einer Tiefe kam, die sie selbst nicht kannte.

3

Die Verkäuferin sagte etwas, aber Tamara hörte es nicht. Die Männer lachten, aber die Stimmen erreichten sie nicht. Alles war ein einziger, vibrierender Ton.

Dann wurde es still.

Nicht in der Bäckerei — in ihr.

Eine Stille, die nicht beruhigte, sondern verschluckte. Eine Stille, die wie ein schwarzes Loch war: schwer, kalt, absolut.

Sie drehte sich um, nahm ihre Tasche, und ging.

Nicht hastig. Nicht fliehend.

Eher wie jemand, der sich selbst nicht folgen kann.

Draußen wehte ein Windstoß über die Straße.
Berlin rauschte weiter, unbeeindruckt, ungerührt.
Die Stadt nahm sie auf, wie sie jeden aufnahm, der etwas
hinter sich ließ.

Tamara ging, ohne zurückzublicken.
Sie wusste nicht, wohin.
Nur weg von dem Moment, der sich wie ein Riss in ihr
ausbreitete.

Ein Riss, der nicht mehr heilen würde.

1 – Berlin: Stadt aus Ruß und Stimmen

Berlin war nie nur eine Stadt. Berlin war ein Geräusch — ein
tiefes, vibrierendes Grollen, das aus Kellern, Hinterhöfen und
besetzten Häusern stieg. Eine Stadt, die sich selbst nicht
gehörte, sondern jenen, die laut genug waren, um gehört zu
werden, und jenen, die leise genug waren, um im Schatten zu
bleiben.

4

Zwischen den bröckelnden Fassaden von Friedrichshain, den
Graffiti-Schichten der Rigaer Straße und den flackernden
Lichtern der Köpi bewegte sich eine Gemeinschaft, die
keinen Namen tragen wollte. Andere nannten sie „die
Autonomen“. Sie selbst nannten sich gar nicht. Sie lebten
einfach — und widersprachen.

Es waren Menschen, die an die Möglichkeit glaubten, dass
eine Gesellschaft ohne Herrschaft existieren könnte. Nicht als
Utopie, sondern als tägliche Praxis. Sie bauten Küchen, in
denen niemand bezahlen musste. Werkstätten, in denen
niemand fragte, wer du warst. Räume, in denen die Welt für

einen Moment aufhörte, dich zu formen — und du beginnen konntest, sie zurück zu formen.

Doch die Stadt sah sie anders. Für manche waren sie ein Störgeräusch, ein schwarzer Fleck im Stadtbild, ein Kollektiv aus Widerspruch und Wut. Für andere waren sie die letzte Erinnerung daran, dass Freiheit nicht nur ein Wort war, sondern ein Zustand, der verteidigt werden musste.

Sie kamen aus verschiedenen Welten: Studierende, Arbeiter, Ausgestiegene, Geflüchtete, Menschen, die zu viel gesehen hatten, und Menschen, die noch nicht genug gesehen hatten. Was sie verband, war kein Programm, keine Partei, kein Manifest. Es war ein Gefühl: dass die Welt, wie sie war, nicht bleiben durfte.

Sie glaubten nicht an die Ordnung, die ihnen von oben diktiert wurde. Sie glaubten an Selbstorganisation, an Solidarität, an die Kraft kleiner Gemeinschaften. Manche trugen die Ideen des Anarchismus wie ein stilles Feuer in sich — nicht als Chaos, sondern als radikale Form von Verantwortung.

5

Ihr Ziel war nie die Macht. Ihr Ziel war die Abwesenheit von Macht.

Sie wollten Räume schaffen, in denen Menschen nicht kontrolliert, sondern gesehen wurden. Räume, in denen man nicht funktionieren musste, sondern existieren durfte. Räume, die nicht gekauft, sondern erkämpft wurden.

Doch Berlin ist eine Stadt, die jede Freiheit misst, jede Abweichung registriert, jede Unruhe archiviert. Die Polizei

kannte die Adressen, an denen die Türen verstärkt waren und die Fenster mit Bannern verhängt. Die Behörden kannten die Namen der Häuser, die nie im Grundbuch standen, aber in jeder politischen Debatte auftauchten.

Die Autonomen antworteten nicht mit Worten, sondern mit Präsenz. Mit Bannern, die von Balkonen hingen. Mit Demonstrationen, die wie ein schwarzer Fluss durch die Straßen zogen. Mit Aktionen, die die Stadt zwangen, sich selbst im Spiegel anzusehen.

Sie wollten keine Gewalt, aber sie fürchteten sie auch nicht. Sie wollten keine Macht, aber sie widersetzten sich ihr. Sie wollten keine Helden sein, aber sie wurden zu Symbolen.

Wer von außen auf die Szene blickte, sah oft nur das Spektakel: den schwarzen Block, die vermummten Gestalten, die Parolen. Doch hinter jeder Maske stand ein Mensch, der eine Geschichte trug — eine Verletzung, eine Hoffnung, eine Sehnsucht nach einem anderen Leben.

6

Einige waren Anarchist*innen, andere nicht. Manche lasen Bakunin, andere lasen gar nichts. Manche wollten die Revolution, andere nur einen Ort, an dem sie atmen konnten.

Die autonome Szene war kein Dogma. Sie war ein Zustand. Ein Versuch. Ein fortwährender Widerstand gegen das Gefühl, dass die Welt bereits entschieden sei.

2 – Abende in der Zossener Straße

Die Wohnung in der Zossener Straße war alt, aber nicht müde. Sie trug die Spuren vieler Leben, die vor ihnen dort gewohnt hatten: abgegriffene Türklinken, ein knarrender Dielenboden, der jeden Schritt kommentierte, und Fenster, die den Lärm der Stadt nicht wirklich draußen hielten, sondern nur in ein gedämpftes Rauschen verwandelten.

Für Tamara war diese Wohnung kein Zuhause, aber ein Ort, an dem sie atmen konnte. Für Beriwan war sie ein Ankerpunkt in einer Welt, die sie beruflich jeden Tag mit Geschichten konfrontierte, die schwerer waren als die Möbel, die in den Zimmern standen.

7

Jeden Abend, wenn die Stadt draußen in ihr nächtliches Summen übergang, saßen die beiden am kleinen Küchentisch. Eine Lampe mit einem schiefen Schirm warf warmes Licht auf Teller, Gläser und die Reste eines einfachen Essens. Es war ein Ritual geworden — nicht geplant, nicht ausgesprochen, einfach gewachsen wie eine Pflanze, die niemand bewusst gegossen hatte.

Beriwan erzählte.
Tamara hörte zu.

Es war eine stille Arbeitsteilung, die beiden guttat.

Beriwan sprach über die Menschen, die sie betreute: Geflüchtete aus Syrien, Irak, Iran, Afghanistan. Menschen, die ihre Heimat verloren hatten, ihre Familien, ihre Sprache, manchmal auch sich selbst. Sie erzählte nicht, um zu

beeindrucken, sondern um zu verarbeiten. Ihre Stimme war ruhig, aber in ihren Augen lag oft ein Schatten, der zeigte, wie viel sie mit sich trug.

„Heute hat mir ein Junge erzählt, dass er seit Monaten nicht mehr geschlafen hat“, sagte sie einmal, während sie gedankenverloren mit der Gabel über den Teller strich. „Er hat Angst, die Augen zu schließen, weil er glaubt, dass die Nacht ihn zurückholt.“

Tamara nickte nur. Sie wusste, wie Nächte sich anfühlen konnten.

An anderen Abenden sprach Beriwan über Politik — nicht im Sinne von Schlagzeilen, sondern im Sinne von Zusammenhängen. Sie kannte den Nahen Osten nicht aus Büchern, sondern aus Geschichten, aus Familienerinnerungen, aus Gesprächen mit Menschen, die die Welt nicht in Theorien, sondern in Narben trugen.

8

„Die meisten hier denken, der Konflikt sei schwarz und weiß“, sagte sie einmal. „Aber er ist grau. So grau wie der Himmel über Berlin im November.“

Tamara lächelte schwach.

„Grau ist wenigstens ehrlich“, murmelte sie.

Beriwan mochte diese Art von Gesprächen. Sie mochte, wie Tamara zuhörte — aufmerksam, aber ohne sich aufzudrängen. Sie mochte, dass Tamara nicht vorgab, Antworten zu haben. In einer Welt voller Menschen, die ständig Antworten hatten, war das selten.

Trotzdem spürte sie, dass etwas in Tamara unruhig war. Eine Spannung, die nicht von der Stadt kam, nicht von der Politik, nicht von den Diskussionen in den linken Zentren. Es war etwas Tieferes, etwas, das Tamara nicht aussprach und vielleicht nicht einmal benennen konnte.

Manchmal, wenn Tamara dachte, Beriwan sehe es nicht, starrte sie minutenlang auf einen Punkt an der Wand, als würde dort ein Riss wachsen, den nur sie erkennen konnte.

Beriwan fragte nicht.

Sie wusste, dass manche Fragen erst gestellt werden dürfen, wenn der andere bereit ist, sie zu hören.

Und doch war da eine leise Sorge, die sich wie ein dünner Faden durch ihre Gedanken zog. Nicht laut, nicht drängend — aber stetig.

9

Die Abende in der Zossener Straße waren ein Gleichgewicht. Zerbrechlich, aber echt.

Ein Ort, an dem zwei Frauen aus zwei Welten ein gemeinsames Schweigen fanden, das mehr sagte als viele Worte.

Berlin rauschte draußen weiter, unbeeindruckt. Doch in dieser Küche, unter dem schiefen Lampenschirm, entstand etwas, das die Stadt nicht kannte: eine vorsichtige, unaufdringliche Nähe.

3 – Mehringhof

Der Mehringhof war kein Gebäude. Er war ein Echo. Ein Echo aus Jahrzehnten politischer Kämpfe, aus Stimmen, die nie ganz verstummen, und aus Geschichten, die sich in die Wände eingeschrieben hatten wie alte Graffiti, die niemand mehr übermalte.

Wenn man den Innenhof betrat, roch es nach Kaffee, Druckerschwärze und kaltem Beton. Fahrräder lehnten an Mauern, die mit Plakaten überzogen waren: Konzerte, Lesungen, Soli-Partys, Workshops, Aufrufe, Warnungen. Manche frisch, manche vergilbt, manche übereinander geklebt wie Schichten einer Stadt, die sich selbst archivierte.

10

Tamara mochte diesen Ort.

Nicht wegen der Politik — die war oft laut, widersprüchlich, manchmal anstrengend.

Sondern wegen der Stimmen.

Wegen der Art, wie Menschen hier sprachen, als würde jedes Wort etwas bedeuten.

An diesem Abend war das Café im Erdgeschoss voller als sonst. Die Stühle standen enger, die Luft war warm, und die Gespräche lagen wie ein Summen über dem Raum. Auf der kleinen Bühne saßen vier Menschen, die eine Diskussion über Israel und Palästina führen sollten. Ein Thema, das in Berlin nie nur ein Thema war, sondern ein Brennglas, das alles vergrößerte: Wut, Hoffnung, Unwissen, Ideologie.

Beriwan hatte Tamara überredet, mitzukommen.

„Es ist gut, verschiedene Stimmen zu hören“, hatte sie gesagt.

Tamara hatte genickt, obwohl sie wusste, dass manche Stimmen sie verletzen würden.

Sie setzten sich an einen kleinen Tisch am Rand. Beriwan bestellte Tee, Tamara einen schwarzen Kaffee, der bitterer schmeckte als nötig.

Die Diskussion begann.

Zuerst sprachen die Moderierenden über Geschichte: Mandatszeit, Kriege, Besatzung, Oslo, Siedlungen, Blockaden. Worte, die schwer waren wie Steine. Worte, die Tamara kannte, aber die hier anders klangen — distanzierter, theoretischer, als wären sie Teil eines Seminars und nicht Teil eines Lebens.

Dann meldete sich jemand aus dem Publikum.

Ein junger Mann mit schwarzem Hoodie, der die Hand hob, als würde er ein Manifest präsentieren.

„Israel ist ein kolonialer Apartheidstaat“, sagte er.

Einige nickten. Andere schnaubten.

Tamara spürte, wie sich etwas in ihr zusammenzog.

Ein älterer Mann widersprach.

„Es ist komplizierter. Beide Seiten...“

Er kam nicht weit.

Eine Frau unterbrach ihn, laut, scharf, überzeugt.

„Es gibt keine zwei Seiten, wenn eine Seite die Macht hat.“

Beriwan beobachtete die Szene mit ruhiger Aufmerksamkeit. Tamara beobachtete Beriwan.

Die Diskussion wurde hitziger.
Begriffe flogen durch den Raum wie Steine:
„Besatzung“, „Widerstand“, „Sicherheit“, „Menschenrechte“,
„Terror“, „Selbstbestimmung“.
Jeder Begriff war ein Universum.
Jeder Begriff war eine Wunde.

Tamara fühlte sich plötzlich fremd.
Nicht, weil sie anderer Meinung war — sondern weil sie
merkte, dass niemand hier wusste, wie es war, in einem
Kibbutz aufzuwachsen, der ständig zwischen Alltag und
Alarm existierte.
Niemand wusste, wie es war, nachts aufzuwachen, weil
irgendwo ein Einschlag die Erde erzittern ließ.
Niemand wusste, wie es war, die eigene Kindheit in
Sekundenbruchteilen zu verlieren.

12

Sie wollte etwas sagen.
Sie wollte widersprechen, erklären, erzählen.
Aber ihre Stimme blieb in der Kehle stecken.

Beriwan legte eine Hand auf ihren Arm.
Nicht fest, nur spürbar.
Ein stilles „Du musst nicht“.

Auf der Bühne sprach nun eine junge Frau über die
Notwendigkeit von Solidarität mit Palästina.
Ihre Worte waren klar, gut formuliert, politisch sauber.
Aber sie wirkten auf Tamara wie ein Text, der auswendig
gelernt war.

Sie spricht aus Überzeugung“, sagte Beriwan leise. „Aber sie
kennt nicht den Schmerz, der entsteht, wenn Geschichte in

deiner Haut weiterlebt. "Tamara sah sie an.
„Und du? Weißt du es?“

Beriwan lächelte traurig.
„Ich weiß, wie es ist, wenn Geschichte deine Familie ist.“

Ein Satz, der mehr sagte als die ganze Diskussion.

Als die Veranstaltung endete, löste sich der Raum in Gespräche auf. Menschen bildeten kleine Gruppen, diskutierten weiter, stritten, lachten, rauchten im Hof. Der Mehringhof lebte, wie er immer lebte: laut, widersprüchlich, unvollkommen.

Tamara und Beriwan gingen langsam hinaus.
Die Luft draußen war kühl, der Himmel dunkel, die Stadt ein endloses Rauschen.

13

„Was denkst du?“, fragte Beriwan.

Tamara antwortete nicht sofort.
Sie sah auf die Straße, auf die vorbeiziehenden Lichter, auf die Schatten, die sich bewegten wie Gedanken, die man nicht festhalten konnte.

„Ich denke“, sagte sie schließlich, „dass alle reden, aber niemand hört.“

Beriwan nickte.

„Dann müssen wir zuhören. Wenigstens wir.“

Sie gingen schweigend weiter.

Und in diesem Schweigen lag etwas, das Tamara nicht benennen konnte — vielleicht Trost, vielleicht Vorahnung, vielleicht der Beginn eines Weges, der sie beide verändern würde.

4 – Die Monate des Schweigens

Die Nachricht kam nicht wie ein Schlag.
Sie kam wie ein Riss.

Ein Riss, der sich langsam durch Tamaras Inneres zog, ohne Geräusch, ohne Warnung, ohne die Möglichkeit, ihn aufzuhalten. Ein Anruf, ein Name, ein Satz — und die Welt, die sie kannte, löste sich auf wie Staub im Licht.

Sie saß auf dem Boden ihres Zimmers, als Beriwan die Tür öffnete.

Nicht weinend.

Nicht schreiend.

Nur sitzend, als hätte jemand die Schwerkraft verändert und sie könne sich nicht mehr bewegen.

14

„Tamara?“

Beriwans Stimme war vorsichtig, als würde sie einen verletzten Vogel ansprechen.

Tamara hob den Blick.

Ihre Augen waren weit, aber leer.

Als hätte jemand das Licht darin gelöscht.

„Sie sind tot“, sagte sie.

Die Worte klangen nicht wie Worte.

Eher wie etwas, das aus ihr herausfiel.

Beriwan kniete sich zu ihr.

Sie fragte nicht, was passiert war.

Sie wusste, dass es Momente gab, in denen Fragen nur Wunden vergrößerten.

Tamara erzählte es erst Stunden später.

Nicht zusammenhängend.

Nicht vollständig.

Nur Bruchstücke, die wie Scherben aus ihrem Mund kamen.

Kibbutz Kfar Aza.

Ihre Eltern.

Ihr Bruder.

Ein Massaker, das sie nicht verstand und nie verstehen würde.

Danach begann die Stille.

15

Die Tage wurden zu Wochen, die Wochen zu Monaten. Tamara bewegte sich durch die Wohnung wie ein Schatten, der vergessen hatte, zu wem er gehörte. Sie sprach wenig, aß wenig, schlief kaum. Manchmal saß sie stundenlang am Fenster und starrte auf die Straße, als würde sie dort etwas suchen, das nicht zurückkehren konnte.

Beriwan war da.

Nicht aufdringlich.

Nicht überfürsorglich.

Einfach da.

Sie kochte Tee, stellte ihn auf den Tisch und sagte nichts, wenn Tamara ihn nicht trank.

Sie setzte sich abends zu ihr, auch wenn Tamara schwieg.

Sie legte eine Decke über ihre Schultern, wenn sie fror.

Sie war eine stille Präsenz — warm, geduldig,
unerschütterlich.

Tamara wusste, dass sie nach Israel musste. Nicht aus politischer Pflicht, sondern weil sie verstehen wollte, was mit dem Kibbuz geschehen war, in dem sie als Kind ihre Sommer verbracht hatte. Vielleicht hoffte sie auch, jemanden zu finden, der ihr sagen konnte, was wirklich passiert war. Also buchte sie einen Flug — und fand dort nur Leere.

Manchmal sprach Tamara im Schlaf.
Worte in Hebräisch, die Beriwan nicht verstand.
Namen.
Rufe.
Manchmal nur ein ersticktes Geräusch, das wie ein verllorener Atem klang.

16

Nach einigen Wochen brachte Beriwan sie in eine Klinik.
Nicht weil Tamara es wollte — sondern weil sie es brauchte.
Die Ärzte sprachen von Trauma, von Schock, von komplizierter Trauer.
Worte, die klinisch klangen, aber nicht beschrieben, was in Tamara vorging.

Die Klinik war weiß, ruhig, geordnet.
Tamara war grau, lautlos, chaotisch.
Sie passte nicht hinein, aber sie blieb.
Drei Monate lang.

Sie sprach mit niemandem.
Sie weinte selten.
Sie fühlte nichts — und das Nichts war schlimmer als jeder Schmerz.

Als sie zurückkam, war sie dünner, blasser, stiller. Aber etwas hatte sich verändert.

Nicht viel.

Nur ein Funke.

Ein kaum sichtbarer Punkt in der Dunkelheit.

Beriwan bemerkte es zuerst.

Die Art, wie Tamara morgens etwas länger am Tisch sitzen blieb.

Die Art, wie sie manchmal ein Buch in die Hand nahm, auch wenn sie es nicht öffnete.

Die Art, wie sie abends nicht sofort ins Bett verschwand, sondern im Wohnzimmer blieb, als würde sie testen, ob die Welt sie noch tragen konnte.

17

Doch in Tamaras Innerem wuchs etwas anderes.

Etwas, das sie niemandem zeigte.

Etwas, das sie selbst kaum verstand.

Es war kein Plan.

Keine Entscheidung.

Nur ein Gedanke, der sich wie ein dunkler Faden durch ihre Nächte zog.

Ein Gedanke, der ihr Angst machte —
und gleichzeitig das Einzige war, das ihr das Gefühl gab,
nicht völlig zu zerbrechen.

Sie sprach nicht darüber.

Nicht mit den Ärzten.

Nicht mit Beriwan.
Nicht einmal mit sich selbst.

Aber in den frühen Morgenstunden, wenn die Stadt noch schlief und die Welt für einen Moment still war, spürte sie ihn deutlicher als alles andere:

den Wunsch, etwas zurückzuholen, das nicht zurückzuholen war.

Berlin rauschte weiter.
Die Straßenbahnen quietschten, die Bars füllten sich, die Menschen stritten über Politik, als wäre die Welt ein Debattierclub.

18

Doch in der Zossener Straße, in einem Zimmer mit einem schief hängenden Poster und einem Fenster, das nie ganz schloss, saß eine junge Frau, die alles verloren hatte.

Und in dieser Leere begann etwas zu wachsen, das sie selbst nicht benennen konnte.

Noch nicht.

5 – Die Schattenwege der Stadt

Berlin hatte viele Gesichter.

Am Tag zeigte es seine Fassaden, seine Cafés, seine Fahrräder, seine Menschen, die sich durch Straßen bewegten, als wären sie Teil eines endlosen Stroms.

Doch nachts veränderte sich die Stadt.

Sie wurde porös.

Durchlässig.

Ein Ort, an dem Dinge existierten, die am Tag keinen Namen hatten.

Tamara begann, in diesen Nächten zu verschwinden.

Nicht plötzlich.

Nicht dramatisch.

Eher wie jemand, der langsam in einen Nebel tritt, der ihn gleichzeitig verbirgt und anzieht.

Sie sagte Beriwan, sie gehe spazieren.

Oder sie müsse an die frische Luft.

Oder sie wolle nur kurz raus.

Beriwan nickte jedes Mal, aber ihre Augen verrieten, dass sie mehr sah, als Tamara preisgab.

19

Die autonomen Räume, die Tamara früher als politische Orte gesehen hatte, wurden nun zu etwas anderem.

Nicht zu Zufluchtsorten — eher zu Zwischenräumen.

Räumen, in denen Menschen auftauchten, die nicht gefragt wurden, wer sie waren, solange sie wussten, wie man schwieg.

Es waren Orte, an denen die Luft nach kaltem Metall, altem Holz und Zigaretten roch.

Orte, an denen Gespräche in halben Sätzen geführt wurden.

Orte, an denen man nicht wusste, ob jemand Freund, Fremder oder etwas dazwischen war.

Tamara bewegte sich dort mit einer Ruhe, die sie selbst erschreckte.

Sie sprach wenig.

Sie beobachtete viel.

Manchmal saß sie in einem Hinterzimmer, in dem die Wände mit Plakaten bedeckt waren, die längst ihre Farbe verloren hatten.

Manchmal stand sie in einem Hof, in dem Menschen rauchten und flüsterten.

Manchmal folgte sie jemandem durch einen Korridor, der nach Öl roch und dessen Licht flackerte.

Sie merkte, dass sie nicht nach Antworten suchte, sondern nach einem Ort, an dem der Schmerz nicht sofort zurückschlug.

20

Es gab Menschen, die sie kannten, ohne ihren Namen zu kennen.

Menschen, die ihre Stille verstanden.

Menschen, die nicht fragten, warum sie nachts unterwegs war.

Einige von ihnen hatten Augen, die zu viel gesehen hatten.

Andere hatten Hände, die zu ruhig waren.

Wieder andere hatten Stimmen, die nur flüsterten, wenn sie sicher waren, dass niemand zuhörte.

Tamara wusste, dass sie sich in eine Welt bewegte, die nicht für sie gemacht war.

Aber sie wusste auch, dass sie dort etwas fand, das sie im Licht des Tages nicht fand:

eine Art von Klarheit, die aus Dunkelheit geboren wurde.

Es war keine Klarheit im moralischen Sinn.
Keine, die man verteidigen oder erklären konnte.
Es war eine Klarheit, die aus Schmerz kam.
Aus Verlust.
Aus dem Gefühl, dass die Welt ihr etwas genommen hatte,
das sie nie zurückbekommen würde.

Eines Abends, als sie die Wohnung verließ, blieb Beriwan in der Tür stehen.

„Pass auf dich auf“, sagte sie leise.

Tamara nickte.
Sie wollte sagen, dass alles gut sei.
Dass sie nur frische Luft brauchte.
Dass sie bald zurück sei.

21

Aber die Worte blieben in ihrer Kehle stecken.
Sie wusste, dass Beriwan die Wahrheit kannte — oder
zumindest die Richtung der Wahrheit.

Als sie die Treppe hinunterging, hörte sie Beriwans Stimme
noch einmal, gedämpft, fast wie ein Gebet.

„Komm zurück.“

Tamara blieb kurz stehen.
Nur einen Atemzug lang.
Dann ging sie weiter.

Die Nächte wurden länger.
Die Wege dunkler.
Die Gespräche kürzer.

Und irgendwo in dieser Dunkelheit, zwischen Hinterhöfen, Kellern und Räumen, die keine Namen hatten, begann sich etwas zu formen.

Kein Plan.
Noch nicht.
Nur eine Möglichkeit.
Ein Gedanke, der sich wie ein Schatten an sie heftete.

Berlin sah nichts davon.
Die Stadt war zu groß, zu laut, zu beschäftigt, um die Wege einer einzelnen Frau zu bemerken.

22

Aber die Schatten bemerkten sie.
Und sie bemerkte die Schatten.

Es war der Anfang eines Weges, den sie nicht mehr verlassen konnte.
Oder nicht mehr verlassen wollte.

Unter all der Müdigkeit lag etwas anderes. Etwas, das nicht sterben wollte. Eine Wut, die keinen Namen hatte, aber einen Ursprung.

6 – Die Stadt liest Zeitung

Berlin erfuhr es zuerst aus den Schlagzeilen. Nicht aus Schreien, nicht aus Sirenen, nicht aus Bildern — sondern aus Worten, die in Druckerschwärze gefasst waren und sich über Frühstückstische, U-Bahn-Sitze und Café-theken verteilten.

„Unbekannter Mann in Neukölln tot aufgefunden.“
„Ermittler schließen politisches Motiv nicht aus.“
„Verbindungen zu palästinensischen Netzwerken werden geprüft.“

Die Artikel waren vorsichtig formuliert, wie immer, wenn niemand wusste, was wirklich geschehen war.
Oder wenn zu viele etwas wussten und niemand es sagen wollte.

Tamara las die Berichte nicht.
Sie sah nur die Zeitungen, die Beriwan morgens auf den Tisch legte, bevor sie zur Arbeit ging.
Sie sah die Schlagzeilen, die sich wie kalte Finger an ihr Herz legten.
Sie sah die Fotos der Einsatzfahrzeuge, die anonymen Zitate der Ermittler, die Spekulationen der Kommentatoren.

23

Aber sie las nicht.
Sie konnte nicht.

Eine Woche später folgte die nächste Meldung.

„Toter in Spandau – Ermittler prüfen rechtsextreme Hintergründe.“
„Hinweise auf Verbindungen zu internationalen Gruppen.“
„Innenbehörde: Keine Gefahr für die Öffentlichkeit.“

Die Stadt reagierte wie immer:
mit Gerüchten, mit Halbwissen, mit Gesprächen, die in Bars und Küchen geführt wurden, als wären alle plötzlich Experten für Sicherheitspolitik.

In den sozialen Medien kursierten Theorien, die sich gegenseitig widersprachen.

Einige sprachen von einem Rachefeldzug.

Andere von einer neuen extremistischen Gruppe.

Wieder andere von Zufällen, die keine sein konnten.

Berlin war eine Stadt, die sich von Geschichten ernährte. Und diese Geschichte schmeckte nach Angst, nach Faszination, nach dem Gefühl, dass etwas im Untergrund brodelte, das niemand greifen konnte.

Am frühen Morgen, als die Stadt noch im Halbdunkel hing, kam Tamara zurück. Sie stellte sich wortlos in die Küche, füllte Wasser in den Kessel, und der erste Kaffeeduft des Tages stieg langsam auf. Beriwan trat ein, noch verschlafen, und blieb stehen. An Tamaras Hemd zogen sich dunkle, eingetrocknete Blutflecken entlang, kaum sichtbar im schwachen Licht. Ein kurzer Blick, ein kaum hörbares Einatmen. Sie fragte nichts. Tamara sagte nichts. Nur der Kessel begann zu singen, als wäre er der Einzige, der wusste, wo sie in der Nacht gewesen war.

24

Beriwan beobachtete Tamara in diesen Tagen genauer.

Nicht misstrauisch — eher besorgt.

Tamara wirkte ruhiger als zuvor, aber es war eine Ruhe, die nicht beruhigte.

Eine Ruhe, die wie ein zu glatter See war, unter dessen Oberfläche etwas Dunkles lauerte.

„Hast du die Nachrichten gesehen?“, fragte Beriwan eines Abends.

Tamara schüttelte den Kopf.
„Nein.“

„Es ist... seltsam“, sagte Beriwan. „Die Polizei tappt im Dunkeln. Niemand weiß etwas. Oder niemand sagt etwas.“

Tamara nickte, ohne aufzusehen.
Sie rührte in ihrem Tee, obwohl er längst kalt war.

„Manchmal“, sagte Beriwan vorsichtig, „habe ich das Gefühl, dass diese Stadt Dinge verschluckt. Menschen, Geschichten, Wahrheiten. Und irgendwann spuckt sie etwas anderes aus.“

Tamara lächelte schwach.
„Berlin war schon immer ein schlechter Erzähler.“

Beriwan sah sie lange an.
Zu lange.
Tamara spürte den Blick, aber sie wich ihm nicht aus.

„Wenn du etwas auf dem Herzen hast...“, begann Beriwan.

„Ich weiß“, unterbrach Tamara leise.
„Aber ich habe nichts.“

Es war eine Lüge.
Eine, die sich schwer anfühlte.
Aber sie sagte sie mit einer Ruhe, die überzeugend klang.

Die Stadt suchte weiter.
Die Polizei veröffentlichte vage Hinweise, bat um Mithilfe,
schloss nichts aus.

Talkshows diskutierten über Radikalisierung, über importierte Konflikte, über die Frage, ob Berlin noch sicher sei.

Doch niemand sprach über Tamara.

Niemand sah sie.

Niemand vermutete, dass eine junge Frau, die morgens still ihren Tee trank und abends mit gesenktem Blick durch Kreuzberg ging, Teil dieser Geschichte sein könnte.

Berlin war groß genug, um Menschen zu verstecken.
Und klein genug, um sie zu verlieren.

In der Zossener Straße blieb alles äußerlich gleich.

Der Dielenboden knarrte.

Die Lampe flackerte manchmal.

Der Tee wurde warm, dann kalt.

Die Abende kamen und gingen.

Doch zwischen den Zeitungsseiten, zwischen den Schlagzeilen, zwischen den Gesprächen, die die Stadt führte, wuchs ein Schweigen, das nur zwei Menschen hörten:

Tamara.

Und Beriwan.

Ein Schweigen, das schwerer wurde.

Ein Schweigen, das Fragen stellte, ohne Worte zu benutzen.

Ein Schweigen, das wusste, dass die Wahrheit nicht in den Zeitungen stand.

Noch nicht.

7 – Stimmen aus einem anderen Schmerz

Der Abend war stiller als sonst.

Beriwan hatte gekocht, aber Tamara hatte kaum gegessen. Die Luft in der Küche war warm, doch etwas Unsichtbares lag darin — eine Spannung, die nicht laut war, aber schwer.

„Ich möchte dir jemanden vorstellen“, sagte Beriwan schließlich.

Ihre Stimme war ruhig, aber Tamara hörte den Unterton. Eine Bitte.

Oder vielleicht ein Versuch, etwas zu öffnen, das lange verschlossen war.

27

Der Mann, der kurz darauf im Wohnzimmer stand, war schlank, mit einem Gesicht, das älter wirkte, als es sein sollte. Seine Augen hatten die Farbe von Erde nach Regen — dunkel, aber nicht tot. Er stellte sich als **Soran** vor. Ein kurdischer Geflüchteter, den Beriwan betreute.

Tamara nickte ihm zu.

Sie erwartete nichts.

Sie wollte nichts erwarten.

Sie setzten sich.

Beriwan goss Tee ein.

Der Dampf stieg auf wie ein leiser Vorhang zwischen ihnen.

„Beriwan sagt, du kommst aus Kfar Aza“, begann Soran. Seine Stimme war weich, aber sie trug etwas in sich, das

Tamara sofort erkannte:
eine Schwere, die nicht von Worten kam.

„Ja“, antwortete sie.
Mehr sagte sie nicht.

Soran nickte langsam, als würde er einen Faden aufnehmen,
der zwischen ihnen gespannt war.

„Ich komme aus Germiyan“, sagte er. „Aus einem Dorf, das
es nicht mehr gibt.“

Tamara sah auf.
Nicht aus Neugier — eher aus einem Reflex, der aus Schmerz
geboren war.

„Es wurde zerstört“, fuhr er fort. „Während Enfal.“

28

Das Wort hing im Raum wie ein Schatten.
Tamara hatte davon gehört, aber nie von jemandem, der es
erlebt hatte.

Beriwan sah Soran an, als wolle sie ihm Mut machen.
Er atmete tief ein.

„Ich war ein Kind“, sagte er. „Aber ich erinnere mich an den
Geruch. An die Stille danach. An die Menschen, die nicht
mehr da waren.“

Er sprach nicht schnell.
Nicht dramatisch.
Er sprach, als würde er etwas aus einer Tiefe holen, die lange
verschlossen war.

„Viele von uns wurden verschleppt. Viele getötet. Viele...“
Er brach ab, suchte nach einem Wort, das nicht existierte.
„Viele verschwanden einfach.“

Tamara spürte, wie sich etwas in ihr bewegte.
Nicht Empathie — die hatte sie seit Monaten nicht mehr
gespürt.
Es war eher ein Erkennen.
Ein Echo.

„Und wer es tat“, sagte Soran leise, „waren nicht nur Iraker.
Manche waren Palästinenser. Nicht alle. Nicht einmal viele.
Aber genug, um uns zu verwirren. Um uns zu verletzen. Um
uns zu fragen, warum Menschen, die selbst unterdrückt
wurden, uns so etwas antaten.“

Er sah Tamara an.
Nicht anklagend.
Nicht suchend.
Nur offen.

29

„Ich habe lange gebraucht, um zu verstehen, dass Schmerz
keine Nationalität hat. Und Grausamkeit auch nicht.“

Tamara schluckte.
Ihre Hände zitterten leicht, aber sie versteckte sie unter dem
Tisch.

„Warum erzählst du mir das?“, fragte sie schließlich.
Ihre Stimme war brüchig.

Soran lächelte traurig.
„Weil ich gesehen habe, wie du schaust. Wie jemand, der
etwas verloren hat, das nicht zurückkommt.“

Beriwan legte eine Hand auf Tamaras Rücken.
Eine Geste, die sagte: *Du bist nicht allein.*

„Ich habe meinen Vater verloren“, sagte Soran. „Meine Mutter. Zwei Schwestern. Ich habe Jahre gebraucht, um nicht jeden Tag an Rache zu denken.“

Tamara hielt den Atem an.

„Und?“, flüsterte sie.
„Hast du sie vergessen?“

„Nein“, antwortete er.
„Aber ich habe gelernt, dass Rache ein Feuer ist, das nur den verbrennt, der es trägt.“

Der Satz traf Tamara wie ein kalter Wind.
Nicht weil er neu war — sondern weil er von jemandem kam,
der ihn nicht aus Büchern kannte.

30

„Ich weiß nicht, was du erlebt hast“, sagte Soran.
„Aber ich weiß, wie es ist, wenn die Welt dir sagt, du sollst weiterleben, obwohl du nicht weißt, wie.“

Tamara sah ihn an.
Zum ersten Mal seit Monaten sah sie jemanden wirklich an.

„Ich weiß nicht, ob ich weiterleben kann“, sagte sie.
Es war das Ehrlichste, was sie seit dem Tod ihrer Familie gesagt hatte.

Soran nickte.
„Dann fang klein an. Atme. Iss. Schlaf. Und wenn du eines Tages wieder sprechen kannst — sprich.“

Er stand auf.
Nicht abrupt.
Nicht fliehend.
Einfach, weil das Gespräch zu Ende war.

„Danke, dass du zugehört hast“, sagte er.

Tamara antwortete nicht.
Aber sie nickte.

Als er gegangen war, blieb die Stille zurück.
Eine andere Stille als sonst.
Keine, die verschluckte — eher eine, die Raum ließ.

Beriwan setzte sich neben sie.
„Wie geht es dir?“

31

Tamara dachte lange nach.
Dann sagte sie:

„Ich weiß es nicht. Aber ich glaube... ich habe etwas verstanden.“

„Was denn?“

Tamara sah auf ihre Hände.
„Dass Schmerz kein Besitz ist. Und dass ich nicht die Einzige bin, die ihn trägt.“

Beriwan lächelte.
Ein warmes, müdes, echtes Lächeln.

„Das ist ein Anfang.“

Und zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte Tamara, dass ein Anfang möglich war.

8 – Die Rückkehr zur Menschlichkeit

Der Winter kam leise.

Er legte sich über Berlin wie ein dünner Schleier, der die Geräusche dämpfte und die Straßen in ein fahles Licht tauchte. Für die meisten Menschen war es nur eine Jahreszeit. Für Tamara war es ein Übergang.

Etwas in ihr hatte sich verschoben.

Nicht viel.

Nur ein Millimeter.

Aber manchmal reicht ein Millimeter, um eine Richtung zu ändern.

32

Seit dem Gespräch mit Soran war die Stille in ihr eine andere geworden.

Nicht mehr die Stille eines Abgrunds, sondern die Stille eines Raumes, der langsam wieder Luft bekam.

Sie begann, morgens aufzustehen, bevor Beriwan zur Arbeit ging.

Sie setzte sich an den Küchentisch, trank Tee, manchmal sogar zwei Schlucke Kaffee.

Sie öffnete das Fenster, ließ kalte Luft herein, als wolle sie prüfen, ob die Welt noch existierte.

Beriwan bemerkte es.

Sie sagte nichts, aber ihr Blick wurde weicher.

Eines Abends, als sie gemeinsam auf dem Sofa saßen, sprach Tamara zum ersten Mal von ihrer Familie.

Nicht viel.

Nur ein Satz.

„Mein Bruder wollte nach Berlin kommen“, sagte sie.
Ihre Stimme war ruhig, aber ihre Hände zitterten leicht.

Beriwan sah sie an.

„Wirklich?“

Tamara nickte.

„Er wollte Politikwissenschaft studieren. So wie ich. Er hat gesagt, Berlin sei... frei.“

Sie lachte leise.

Ein Lachen, das mehr Schmerz als Humor trug.

„Ich weiß nicht, ob er recht gehabt hätte.“

Beriwan legte ihre Hand auf Tamaras.

„Vielleicht nicht. Aber er hätte dich gehabt.“

Tamara schloss die Augen.

Es war kein Weinen.

Es war ein Loslassen — ein Atemzug, der Monate gebraucht hatte, um sich zu lösen.

In den folgenden Wochen begann sie, wieder zu sprechen.
Nicht viel.

Nicht über alles.

Aber genug, um zu zeigen, dass sie noch da war.

Sie erzählte von ihrer Kindheit im Kibbutz.

Von den Abenden am Feuer.

Von den Alarmen, die sie aus dem Schlaf rissen.

Von den Tagen, an denen sie dachte, die Welt sei klein und sicher.

Beriwan hörte zu.

Nicht als Psychologin.

Nicht als Freundin.

Sondern als jemand, der wusste, wie es ist, wenn Geschichte ein Zuhause zerstört.

Es gab Momente, in denen ihre Gedanken eine Schärfe hatten, die sie selbst erschreckte.

34

Eines Morgens, als der Himmel über Kreuzberg grau war wienasser Beton, sagte Tamara: „Ich glaube, ich will nicht mehr hassen.“

Der Satz war so leise, dass er fast im Rauschen der Straße unterging.

Aber Beriwan hörte ihn.

Sie hörte ihn wie einen Herzschlag.

„Du musst nicht sofort vergeben“, sagte sie.

„Aber du musst dich nicht selbst verlieren.“

Tamara nickte.

„Ich weiß. Ich... ich habe lange gedacht, dass Rache mich heilt. Aber sie hat mich nur weiter verletzt.“

Sie sah aus dem Fenster.
Ein Fahrrad fuhr vorbei, ein Hund bellte, ein Kind lachte.
Die Welt bewegte sich weiter, ohne sie zu fragen.

„Ich habe niemanden mehr in Israel“, sagte sie.
„Nur ein paar Freunde. Aber keine Familie. Keine Wurzeln.“

Beriwan legte einen Arm um sie.
„Du hast mich.“

Tamara lehnte ihren Kopf an Beriwan's Schulter.
Es war kein dramatischer Moment.
Kein Wendepunkt, der die Welt veränderte.
Es war nur Nähe.
Echte, einfache Nähe.

Und manchmal ist das genug.

35

In den folgenden Wochen begann Tamara, wieder zu leben.
Langsam.
Zögerlich.
Wie jemand, der nach langer Dunkelheit die Augen öffnet
und vom Licht geblendet wird.

Sie ging spazieren.
Sie las ein Buch.
Sie schrieb ein paar Zeilen in ein Notizheft, das sie seit
Monaten nicht angerührt hatte.

Sie dachte über Politik nach.
Über Israel.
Über Palästina.

Über die Zwei-Staaten-Lösung, die für viele ein politisches Konzept war —
für sie aber ein Symbol dafür, dass zwei Wahrheiten nebeneinander existieren können, ohne sich zu vernichten.

Sie wusste, dass sie traumatisiert war.
Dass sie nie wieder dieselbe sein würde.
Aber sie wusste auch, dass sie nicht in der Dunkelheit bleiben wollte.

Und das war der Anfang.

Berlin rauschte weiter.
Die Stadt kümmerte sich nicht um die Heilung einer einzelnen Frau.
Aber in der Zossener Straße, in einer Altbauwohnung mit knarrenden Dielen und einer schiefen Lampe, begann ein neues Kapitel.

Nicht laut.
Nicht heroisch.
Sondern leise.

So leise wie ein Atemzug, der nach langer Zeit wieder frei wird.

Epilog

Der Frühling kam nicht plötzlich.
Er kam in kleinen Zeichen: ein milder Wind, der durch die Straßen wehte, ein Licht, das länger blieb, ein Vogel, der sich

auf die Fensterbank setzte, als hätte er vergessen, dass Berlin kein Ort für Leichtigkeit war.

Tamara stand am Landwehrkanal und sah dem Wasser zu. Es bewegte sich langsam, trug Blätter, Spiegelungen, kleine Fragmente der Stadt mit sich.

Sie mochte dieses Wasser.

Es war nie klar, nie ruhig, nie perfekt — aber es floss weiter.

Neben ihr stand Beriwan, die Hände in den Manteltaschen, den Blick auf denselben Punkt gerichtet.

„Du bist still“, sagte sie.

„Ich höre nur zu“, antwortete Tamara.

„Wem?“

37

Tamara lächelte schwach.

„Der Welt. Mir selbst. Ich weiß es nicht.“

Ein Fahrrad fuhr vorbei.

Ein Hund bellte.

Ein Kind lachte irgendwo hinter ihnen.

Das Leben war nicht lauter geworden — aber Tamara hörte es wieder.

„Manchmal denke ich“, sagte sie nach einer Weile, „dass ich zwei Leben habe. Das davor. Und das danach.“

„Und welches ist dieses hier?“, fragte Beriwan.

Tamara sah auf ihre Hände, die im Licht des späten Nachmittags fast ruhig wirkten.

„Vielleicht das dazwischen.“

Beriwan nickte.

„Das ist ein guter Ort. Zwischenräume sind ehrlich.“

Sie standen eine Weile schweigend da.

Nicht aus Verlegenheit, sondern aus Vertrautheit.

Die Art von Schweigen, die nur zwischen Menschen existiert, die einander gesehen haben, ohne alles erklären zu müssen.

„Glaubst du, dass es besser wird?“, fragte Tamara schließlich.

Beriwan dachte nach.

„Ich glaube, dass es anders wird. Und manchmal ist das genug.“

Tamara atmete tief ein.

Die Luft roch nach Wasser, nach Erde, nach etwas Neuem, das noch keinen Namen hatte.

„Ich habe Angst“, sagte sie.

„Ich weiß“, antwortete Beriwan.

„Aber du gehst trotzdem weiter. Das ist Mut.“

Tamara sah sie an.

In Beriwans Augen lag kein Mitleid, keine Erwartung — nur ein stilles Versprechen, das nicht ausgesprochen werden musste.

„Danke“, flüsterte Tamara.

„Wofür?“

„Dafür, dass du geblieben bist.“

Beriwan lächelte.

„Ich bleibe.“

Der Wind strich über den Kanal.

Ein Blatt löste sich vom Ufer und trieb langsam davon.

Tamara folgte ihm mit den Augen.

Es war nur ein Blatt.

Und doch war es ein Zeichen.

Nicht für Heilung.

Nicht für Vergessen.

Sondern für Bewegung.

Für die Möglichkeit, dass selbst Dinge, die schwer sind,
weitergetragen werden können.

39

Sie schloss die Augen für einen Moment.

Als sie sie wieder öffnete, war die Welt dieselbe —
aber sie fühlte sich ein wenig leichter an.

Nicht viel.

Nur ein Millimeter.

Aber manchmal reicht ein Millimeter, um weiterzugehen.

Nachwort

Diese Geschichte begann nicht mit einer Tat, sondern mit einem Verlust.

Am 7. Oktober 2023 verlor Tamara durch den Angriff der Hamas ihre Eltern, ihren 18-jährigen Bruder, ihre Verwandte und viele Freunde.

Sie begann mit einer jungen Frau, die in einer fremden Stadt stand und erkannte, dass die Welt, die sie kannte, nicht mehr existierte. Mit einer Freundschaft, die nicht gesucht, sondern gefunden wurde. Und mit Stimmen, die aus verschiedenen Richtungen auf sie trafen und denselben Schmerz in sich trugen.

40

Tamara ist keine Heldin. Sie ist auch keine Täterin im klassischen Sinn. Sie ist ein Mensch, der versucht hat, in einer Welt voller Brüche einen Halt zu finden. Und manchmal führt dieser Versuch in die Dunkelheit.

Doch selbst in der Dunkelheit gibt es Begegnungen, die etwas verändern. Ein kurdischer Mann, der von seinem eigenen Verlust erzählt. Eine Freundin, die bleibt, wenn alles andere geht. Eine Stadt, die trotz ihrer Härte Räume öffnet, in denen Menschen einander zuhören können.

In dieser Erzählung bleibt vieles ungesagt — nicht aus Vergessen, sondern aus Konzentration. Der Alltag der Figuren tritt zurück, weil die Geschichte in einem Zustand spielt, in dem das Gewöhnliche seinen Halt verloren hat. Tamaras Isolation und Beriwan's seltene Ausflüge erscheinen

nur als Schatten, weil das Leben der beiden in dieser Zeit nicht von Routinen bestimmt war, sondern von dem Versuch, überhaupt weiter zu atmen. Die Leerstellen gehören zu dieser Welt; sie markieren das, was in Momenten tiefster Erschütterung aus dem Blick fällt.

Diese Novelle erzählt nicht von Rache.

Sie erzählt von dem, was nach der Rache bleibt —

von der Leere, die sie nicht füllt,

von der Schuld, die sie nicht tilgt,

von der Frage, ob ein Mensch sich selbst verlieren darf, um etwas wiederzufinden, das längst verloren ist.

Sie erzählt von der Möglichkeit, dass Heilung nicht bedeutet, dass alles gut wird.

Sondern dass etwas in uns wieder weich wird,

dass wir wieder atmen,

dass wir wieder zuhören,

dass wir wieder fühlen.

41

Vielleicht ist das die leise Hoffnung dieser Geschichte: dass selbst dort, wo Schmerz und Wut sich ineinander verhaken, ein Weg existiert, der nicht zurückführt, sondern weiter.

Ein Weg, der nicht vergisst, aber auch nicht zerstört.

Ein Weg, der nicht laut ist, aber bleibt.

Tamara wird ihre Vergangenheit nie loswerden.

Beriwan wird ihre eigene Geschichte weitertragen.

Soran wird mit seinen Erinnerungen leben müssen.

Doch sie alle haben etwas gefunden, das größer ist als ihre Wunden: die Erkenntnis, dass Menschlichkeit nicht darin besteht, unversehrt zu sein, sondern darin, trotz der Narben weiterzugehen.

Und vielleicht ist das genug.

Für jetzt.

Für morgen.

Für ein Leben, das nicht heil ist, aber möglich.

©Alan Lezan || 25.01.2026
©Vjsu Fessu || 22.01.2026